

Musische Erziehung aus der Sicht der Pädagogik Mathilde Ludendorffs und neuerer wissenschaftlicher Erkenntnisse

Von Adelheid Duppel

Der Große Brockhaus von 1955 bezeichnet musisch als den Musen geweiht, kunstempfänglich, und musische Erziehung als eine, „die von den schaffenden Kräften eines Kindes ausgeht und sich durch Genießen und Schaffen im Bereich der bildlichen Gestaltung, der Dichtung, der Musik, durch Spiel und Tanz entfaltet“. Diese hätte es nicht immer gegeben, sie sei im Rahmen allgemeiner Reformen im Erziehungswesen gegen Ende des 19. Jahrhunderts entstanden. Und weiter heißt es: „Unter dem Einfluß der Jugendbewegung förderte man das schöpferische Gestalten des Kindes. Die Jugendmusikbewegung mit Pflege der Hausmusik, der Laienspielbewegung, der Erneuerung des Sprachunterrichts, des Zeichnens, des Tanzes und der Leibesübungen sprechen diese Kräfte besonders an“.

Musische Erziehung hat also einen engen Bezug zur Kultur, die von der Philosophin Mathilde Ludendorff auch als „Gottlied der Völker“ bezeichnet wird. Denn sie ist mit ihrem unterbewußten Erlebensgehalt eng verwoben mit dem arteigenen Erleben der Volksseele. Kultur ist das mit Hilfe der Sinne wahrnehmbar gemachte und ins Werk umgesetzte Erleben des Schönen, aber auch des Guten und Wahren. In Dichtung und Baukunst, in Malerei und Bildhauerei, in der Musik und im Theater, auf Gebieten der Forschung, aber auch in unverfälschtem Volkstum können wir deutlich ihre Spuren erkennen. Hierbei ist die Volksseele der Hort, der das künstlerische Schaffen mitgestaltet. Auch die menschliche Seele kann durch Selbstveredelung einen Kulturwert besitzen, selbst wenn der Betroffene keine Werke schafft.

Gottwachheit allein ist der Weg, Kultur zu schaffen, zu übermitteln und mitzuerleben. Dies kann nur um ihrer selbst willen geschehen, also ohne Zwang, freiwillig und absichtslos. Ein Gestalten in Freiheit ist dafür die unabdingbare Voraussetzung (M. L.).

Ist somit eine musische Erziehung, eine Erziehung zur Kunstempfänglichkeit? Oder ist sie eine Erziehung zum Wahren, Schönen, Guten und göttlich gerichteten Lieben und Hassen? Ist sie somit nicht ein Widerspruch in sich? Denn hinter jeder Erziehung steckt eindeutig eine Absicht! Machen wir uns darüber weiter Gedanken!

Die Musikpädagogin Dorothee Kreusch-Jakob (4) beschreibt nun, wie sich eine musische Erziehung über die Sinne an die Seele wendet. Die Sinnesorgane Auge und Ohr haben die Fähigkeit, bestimmte Reize der Außenwelt oder aus dem Körperinneren durch besondere Reizempfänger aufzunehmen, in Erregung zu verwandeln und diese über bestimmte Nervenbahnen (Sinnesnerven) den dazugehörigen Zentren des Gehirns (Sinneszentren) zuzuleiten. Die Sinnesorgane haben für jeweils eine bestimmte Reizart eine ganz besonders hohe und genau darauf abgestimmte Empfänglichkeit.

So wirken Töne in Form von Musik, aber auch als Sprache über das Ohr auf das Gehirn. Sie lösen dort Gefühle und Empfindungen aus, während das z. B. bei Malerei und Architektur über das Auge geschieht.

Über die Funktionsweise des Gehirns weiß man, daß Sinneserfahrungen, wie Hören, Sehen und Tasten, das Zusammenspiel von Milliarden von Gehirnzellen erfordern. Sie werden durch Eindrücke von außen dazu angeregt. Fehlen nun diese Reize und Anstöße von außen, werden die zahlreichen und im Überschuß angelegten Verbindungen nicht benützt und verkümmern. Nervenzellen, die jedoch durch das Auge, das Ohr oder auch durch eine Berührung angeregt werden, bilden immer mehr und immer haltbarere Verbindungen untereinander. Von jungen Katzen, denen man (4/18) zeitweise ein Auge zugedeckt hatte, weiß man, daß sie später mit diesem Auge nicht sehen konnten.

Mathilde Ludendorff beschreibt in ihrem Werk über die Kultur ebenfalls die Bedeutung von Auge und Ohr, hebt aber noch hervor, daß beide unterschiedlich angesprochen werden. So ist das, was über das Ohr aufgenommen wird, flüchtig und muß immer wieder neu geschaffen werden, während das, was das Auge sehen kann, stofflicher Natur ist, dadurch aber – wenn es nicht durch Mutwillen oder Unverstand vom Menschen selbst zerstört wird, häufig „dem Zahn der Zeit“ unterliegt. Man denke dabei nur an die schönen Bauwerke aus Sandstein!

Gegenwärtige Situation

Die meisten Länder haben einen eigenen Kulturminister, messen also der Kultur doch eine gewisse Bedeutung zu. Wenn jedoch in einem Staat das Geld knapp wird, was im Augenblick gerade der Fall ist, werden als erstes die Ausgaben für Kultur gekürzt. Eltern merken das dann daran, daß der Musikunterricht an den Grundschulen bis zu 80% ausfällt (1/26) oder daß viele Musikschulen von einer Schließung bedroht

sind. Guter Musikunterricht droht zum Luxus zu werden, den sich nur noch die Wohlhabenderen leisten können.

Der deutsche Bühnenverein hatte nach dem schlechten Abschneiden deutscher Schüler in der Pisa-Studie eine bessere musische Bildung für Kinder und Jugendliche gefordert. Es habe keinen Sinn, auf die Studie lediglich mit strukturellen Maßnahmen, wie frühere Einschulung oder verstärkten Nachmittagsunterricht, zu reagieren. Daß junge Menschen einen Computer beherrschten, reiche als Bildungsziel nicht aus. „Musik, Literatur, Theater und bildende Kunst müssen wieder mehr in den Mittelpunkt des Schulunterrichts rücken“, forderte der Präsident des Bühnenvereins, Jürgen Flimm. Auch Eltern sollten ihre Kinder motivieren, ins Theater, ins Konzert oder in Museen und Bibliotheken zu gehen. Hier verspricht man sich also von kultureller Förderung eine verbesserte Bildung.

Trotz magerer finanzieller Mittel werden andererseits für einzelne Künstler Auftrittsgelder von ungeheurer Höhe bezahlt. Wenn auch meistens nicht vom Staat. Gleichzeitig wird unser Alltag durch die Medien mit Musik in unvorstellbarem Ausmaß überschwemmt. Es ist sogar so, daß einzelne nachdenkliche Menschen schon von einem „Bild-, Musik-, und Lärmimperialismus“ sprechen, wie Prof. Hans Günther Bastian.

So manch ein genervter Zeitgenosse wird glauben, was Gerhard Harter in seinem Buch „Grundlagen der Musiktherapie und Musikpsychologie“ (3/15) berichtet, nämlich, daß „im alten China der Tod durch Musik als schlimmste Todesstrafe angewandt wurde: Unter der langen und permanenten Einwirkung von Musik trat der Tod auf grausamste Weise ein, indem die vegetativen Funktionen des menschlichen Organismus u.a. durch den Einfluß zermürender Rhythmen zusammenbrachen“.

Da in den Elternhäusern mehr und mehr Zeitmangel herrscht – gerade Zeit braucht man für Muisches – sieht es so aus, als würde man eine kulturelle oder musische Erziehung (oder das, was man darunter versteht) von Schulen und Elternhäusern an die Medienmacher abgeben. So lernen viele Kinder kaum mehr Reime, Verse und Liedchen mit den Fingern von ihren Müttern. Gerade Fingerspiele werden von Musikpädagogen abgesehen von der rein zwischenmenschlichen Bedeutung nicht nur als sprachanregende Beschäftigung gewertet, sondern als „erste lustvolle Schritte in der musikalischen Entwicklung“ gesehen (4/25). Es wurde festgestellt, daß Eltern im Durchschnitt 12 Minuten täglich mit ihrem Nachwuchs sprechen, dieser aber zu 71% regelmäßig längere

Zeit fernsieht. Da man nun auch weiß, daß in Familien, in denen viel ferngesehen wird (3/28), weniger gesprochen und seltener etwas gemeinsam unternommen wird, können Kinder aus solchen Familien ihren Sprachschatz nur unvollkommen entwickeln. Tatsächlich findet man heute mehr Kinder mit Sprachstörungen und Ausdrucks-mangel als früher.

Die Philosophin Mathilde Ludendorff betont, wie sehr ein Volk seine Muttersprache braucht (6/366), um seelisch am Leben zu bleiben, denn diese ist ebenfalls ein Kulturwerk, führt ebenfalls „sanft zu den Gottgleichnissen, wie sie schon unsere Ahnen erlebten“ (6/428) und die dafür die Worte schufen. Die von der Mutter gesprochene Sprache – nicht die Fernsehsprache – lenkt vom ersten Tag des Lernens an den besonderen Wortschatz, der die Art des inneren Erlebens ausdrückt. So beschreiben Ausdrücke für Formen, Farben und Tiefenwahrnehmung die besondere Art des Schönheitsempfindens, die tief in unserem Unterbewußtsein ruht und schon von den Vorfahren an uns weitergegeben wurden. Werden die Worte vergessen oder wird eine andere Sprache aufgedrängt, wird die Möglichkeit zu diesem Erleben, aber auch die Wiedergabe und Erhaltung verschüttet.

Zwei Studien

Bestürzt durch diese extremen Entwicklungen, aber doch überzeugt davon, daß eine musische Erziehung die Persönlichkeit der Kinder fördert, gab es in den letzten Jahren mehrere Untersuchungen. Zwei davon möchte ich erwähnen. Bei der ersten¹⁾ stellte sich heraus, daß es gar nicht so einfach war, wissenschaftlich überzeugende Ergebnisse zu erhalten. Man wollte wissen, ob Kinder durch Musizieren intelligenter würden.

Nur, was ist Intelligenz? Man weiß, sie ist keine lebenslang unveränderliche Festgröße. Trotzdem machte man schon immer den Versuch, die intellektuelle Leistungsfähigkeit oder den intellektuellen Wissensstand eines Menschen mengenmäßig zu erfassen und dies in einem Wert festzuhalten. Man hat versucht, Untersuchungen zu entwickeln, die eine sogenannte Grundintelligenz unabhängig vom sozialen Milieu

1) „Zum Einfluß von erweiterter Musikerziehung auf die allgemeine und individuelle Entwicklung von Kindern“, Hans Günther Bastian, Berlin, 1992–1998

feststellen können.²⁾ Langer Rede kurzer Sinn: unterschiedliche Untersuchungen mit verschiedenen Intelligenzauffassungen ergaben voneinander abweichende Ergebnisse.

Man merkte es den Verfassern dieser Studie an, daß sie gerne eindeutiger Rückschlüsse gezogen hätten, aber nur ein Test bestätigte ihnen ihre Erwartung, daß erweiterter Musikunterricht die daran teilnehmenden Kinder meßbar intelligenter machte, sogar, wenn sie aus einer Umgebung kamen, die sie vernachlässigte. Andere zeigten keine wissenschaftlich verwertbaren Ergebnisse.

Nachweislich feststellen ließ sich jedoch am Ende, daß verstärkter Musikunterricht nicht zulasten der allgemeinen Schulleistungen geht und sich das soziale Verhalten (1/45 ff.) der daran teilnehmenden Kinder meßbar besser entwickelte als das der Kinder ohne diesen erweiterten Musikunterricht. Musizierende Kinder lehnen einander in geringerem Maße ab als nicht musizierende, es gibt bei ihnen aber auch weniger allseits bewunderte und angeschwärmte Vorbilder, deren Freundschaft von auffallend vielen gesucht wird. Es ist in der Anerkennung und Ablehnung eine stärkere Ausgeglichenheit vorhanden.

Besonders in der Pubertät gibt eigenes Musizieren die Möglichkeit, seelische Unausgeglichenheit zu bewältigen.

Aktives Musizieren macht friedlicher, wie gerade an den Grundschulen in sozial schwieriger Umgebung in Berlin festgestellt wurde. Jedoch zeigen andere erfüllende Beschäftigungen die gleiche Wirkung.

Doch lehnt es Professor Bastian ab, Musik als Therapie sozialer und gesellschaftlicher Probleme sozusagen als Allheilmittel anzusehen und einzusetzen. Er warnt davor, Kinder mit Hilfe der Musik zu „trimmen“, um ihre Persönlichkeitsmerkmale für den Daseinskampf zu verbessern (1/104). Er hat recht, wenn er sagt: „Der Grund für die Beschäftigung mit Musik ist immer die Musik selbst – und sonst nichts! Diese hat ihr eigenes Sachziel“.

2) Der amerikanische Wissenschaftler Howard Gardner meint, nicht nur eine, sondern insgesamt sieben (2) verschiedene Intelligenzen feststellen zu können, die man der Reihe nach untersuchen sollte. Andere wieder sprechen von emotionaler Intelligenz wie Daniel Goleman, und kritisieren an den herkömmlichen Intelligenzabfragen, daß diese ein mathematisch-naturwissenschaftliches Übergewicht hätten. Weitere Untersuchungen wollten die verbal-akkustischen sowie die manuell-visuellen Fähigkeiten miteinander vergleichen.

Vielleicht hatte er auch gelesen, was Immanuel Kant, der als erster die Selbständigkeit des Schönen gegenüber dem praktischen Zweck erkannt hatte, dazu feststellte: „Ohne jede Zweckbeziehung, ohne jeden zu erwartenden Nutzen erfüllt sich das Schöne in einer Art von Selbstbestimmung und atmet die Freude an der Selbstdarstellung“.

Eine zweite Studie befaßte sich mit der musikalischen Begabung in der Pubertät. Denn auffallend war schon lange, daß sehr viele Begabungen in der Pubertät verschwanden und nur sehr wenige der vermeintlichen Wunderkinder ihre Fähigkeiten über diese Zeit retteten oder gar weiter entwickeln konnten.

Die Untersuchungen der zweiten Studie zeigten, daß schon vor der Geburt eine verzögerte Testosteronausschüttung bestimmte Folgen auf die Gehirnentwicklung hat: Die Gehirnhälften entwickeln sich anders.

So besitzen männliche Musiker eine häufigere Links- oder Beidhändigkeit. (Aber nicht alle Links- oder Beidhänder sind gute Musiker!). Weiter zeigen sie während und nach der Pubertät eine untypische Sprachverarbeitung, denn ihre rechte Hirnhälfte wird dabei stärker beansprucht, als es bei Nichtmusikern der Fall ist, manchmal übernimmt diese sie sogar ganz. Männliche Musiker haben einen extrem niedrigen Testosteronwert und eine eher weibliche Gehirnorganisation, weibliche einen sehr hohen Wert und eine eher männliche Gehirnausnutzung. Beide werden deshalb auch als androgyn bezeichnet, also als Menschen, die sehr viele Eigenschaften des anderen Geschlechtes zeigen. Bei ihnen sind die Geschlechtsunterschiede geringer als bei Nichtmusikern. Musikerinnen haben außerdem ein hohes räumliches Vorstellungsvermögen.

Letztendlich scheint die Höhe des Testosteronwertes am Ende der Pubertät auch einen starken Einfluß auf die schöpferisch musikalische Begabung zu haben. Je höher er ist, desto schwerer tut sich der Betreffende mit der Weiterentwicklung seiner Begabung.

Nun zeigt die Mehrzahl unserer Kinder eher durchschnittliche Eigenschaften. Auch sie wurden in dieser Studie berücksichtigt, indem festgestellt wurde, welche Auswirkung langjähriger Instrumentalunterricht auf ihre Persönlichkeit und ihre Fähigkeiten hat. Dazu schreibt Marianne Hassler (2/79): „Je länger ein Kind Musikunterricht hatte, d. h. in unserer Studie auch, je früher in der Kindheit der Junge oder das Mädchen mit dem Musikunterricht begonnen hatte, desto höher waren die kogni-

tiven³⁾ Leistungen im räumlichen und sprachlichen Bereich. Es zeigte sich sogar, daß bei den jungen Männern früher Musikunterricht besonders positiv auf ihre sprachlichen Leistungen gewirkt hat; bei den jungen Mädchen gilt dies für räumliche Fähigkeiten. Damit scheint früher Musikunterricht besonders diejenigen Fähigkeiten günstig zu beeinflussen, die in der Pubertät geschlechtstypischen Veränderungen unterliegen. Im allgemeinen nehmen bei Jungen in der Mitte des zweiten Lebensjahrzehnts die sprachlichen Leistungen im Vergleich mit denen der Mädchen ab, während dieser Vorgang bei den Mädchen bei räumlichen Aufgaben zu beobachten ist.“

Besonderheiten der Kinderseele

Die Seele der Kinder unterscheidet sich sehr von der eines Erwachsenen. Sie ist anfangs mit ihren Wesenszügen dem göttlichen Sinn unseres Seins noch näher als die des erwachsenen, noch nicht umgeschaffenen Menschen (6/280). Die kindliche Art des Gotterlebens ist im Unterbewußtsein verankert (6/283), dem Teil der menschlichen Seele, in dem auch das Gemütsleben ruht, das über die angeborene arteigene Erlebnisweise eine innige Verbindung zum eigenen Volk hat.

Wie Mathilde Ludendorff in ihrem Erziehungswerk „Des Kindes Seele und der Eltern Amt“ schon vor über 70 Jahren festgestellt hat, kann man in der Kinderseele drei verschiedene Wesenszustände finden: Sie bezeichnet diese als Gott, Säugetierchen und als das vernunftbegabte Wesen. Um den als „Gott“ bezeichneten Seelenzustand geht es uns besonders. Er beschreibt den zwar unbewußten, aber deutlich vorhandenen Sinn eines Kindes für das Schöne, sein Gut-Sein-Wollen, und seine ursprüngliche Wahrhaftigkeit.

Jeder, der die Möglichkeit zum Zusammenleben mit Kindern hat, weiß, wie sehr Kinder Blumen lieben, wie sie sich mit Hilfe der Phantasie dem Häßlichen entziehen können, wie ehrlich sie anfangs noch sind, wenn ihnen ein Mißgeschick passiert, wie sie mitleiden und trösten wollen, wie sehr sie die Helden in den Märchen lieben und dort auch das Böse hassen.

Ihr Schönheitsempfinden steht natürlich noch auf einer anderen Stufe als das des Erwachsenen. Trotzdem kommt das, was es dabei erlebt, aus tiefster Seele und ist mit dem bewußten Wunsch nach Schöнем eines

3) Kognitiv: Entwicklung all der Funktionen beim Kind, die zum Wahrnehmen eines Gegenstandes oder zum Wissen über ihn beitragen.

dafür aufgeschlossenen Erwachsenen vergleichbar. Diese Gottwachheit kann nur behütet werden, indem alle Einflüsse, die ihr widersprechen, von den Eltern ferngehalten werden. Keinesfalls kann sie beliebig durch Erziehung hervorgerufen werden, sie ist zweckfrei, spontan und kann übergangslos in einen der beiden anderen Seelenzustände übergehen.

Mit Säugetierchen wurde der Zustand bezeichnet, in dem das Kind seine Grundbedürfnisse einfordert. Hier ist der unvollkommene Selbsterhaltungswille tätig, der so gerne das Unangenehme vermeiden und das Angenehme erreichen will.

Seine Vernunftbegabung läßt das Kind seine Umwelt begreifen, Ursachen herausfinden und sein Denken langsam in Zeit und Raum einordnen. Hierbei ist es der erwachsenen Seele am ähnlichsten.

Durch eine dies nicht erkennende oder nicht wahrhaben wollende Erziehung kann die Vernunft vorzeitig geweckt oder der unvollkommene Selbsterhaltungswille im Kind gestärkt werden. Dies erfolgt immer auf Kosten der Wünsche zum Guten, Wahren und Schönen und des göttlich gerichteten Fühlens.

Damit dies nicht geschieht, hat der Erzieher die Aufgabe, dem Kind eine ungestörte Kindheit zu ermöglichen, frei vom Daseinskampf, d.h. auch: frei von Zeit- und Lerndruck, frei von der Angst, irgend etwas im Leben zu verpassen. Der Erzieher muß also „Wächter am Tore des Kinderparadieses sein“, er muß ihm seinen „Vorfeiertag des Lebens“ erhalten, wie es Mathilde Ludendorff nennt. Diese Aufgabe kann er nicht erfüllen, wenn er es z.B. zuläßt, daß frühzeitige Fördermaßnahmen diese so wichtige, unbekümmerte und ihrem Wesen entsprechende Kinderzeit kürzen.

Der japanische Musikerzieher Suzuki (2/15) glaubte sogar, allein mit gutem Unterricht und Unterstützung aus der Umwelt aus jedem Kleinkind ein Wunderkind machen zu können. So lernten nach der von ihm entwickelten Methode Tausende von Kindern vom zweiten Lebensjahr an das Geigenspiel. Die Erwartung, daß diese Kinder als Jugendliche nicht mehr von Wunderkindern zu unterscheiden seien, erfüllte sich jedoch nicht. Die sogenannte musikalische Begabung war nicht berücksichtigt worden.

Außerdem machte sich Herr Suzuki auch keine Gedanken darüber, ob so früher Musikunterricht Kinder nicht aus ihrem sogenannten „Vorfeiertag des Lebens“ (5) reißt, also aus einer Zeit, die die Kinder noch zum zweckfreien Spielen, für die Entwicklung ihrer Phantasie und für eigenständiges Erforschen ihrer Welt brauchen.

Aber auch wenn Kinder in diesem Sinne behütet aufwachsen, ist es eine nicht zu vermeidende Gesetzmäßigkeit, daß Vernunft und Aufmerksamkeit um jede Kinderseele im Laufe des Heranwachsens Mauern bauen. Damit sperren sie immer häufiger alles für den Daseinskampf Unwesentliche aus und lassen nur noch das zu, was ihnen nützlich, zweckdienlich und angenehm erscheint.

Jedoch bleiben in manchen Mauern kleine Fenster bestehen oder das Dach sitzt nicht so fest, so daß die Seele dann und wann der Nüchternheit sowie dem Zweck- und Nützlichkeitsdenken entfliehen und sich auf Höhenflüge zum Göttlichen begeben kann. Diese Luken können beispielsweise durch ein reichhaltiges Gemütererleben in einer ungestörten und beschützten Kindheit entstehen.

Wir dürfen uns durch die Aufgeschlossenheit eines Kindes für die göttlichen Wünsche nicht dazu verführen lassen, es aus seinem Kinderparadies vertreiben. Das dürfen wir auch dann nicht, wenn es eine ungewöhnliche Begabung zeigt. Die Philosophin Mathilde Ludendorff befaßt sich in ihrem Erziehungswerk auch mit den sogenannten Wunderkindern. Sie stellte fest, daß das Bedürfnis, ein begabtes Kind zu fördern, meistens von den Eltern ausginge. Sei es, daß sie sich eitel im Erfolg ihres Kindes sonnen wollen, sei es, daß sie ihm all das bieten wollen, wozu sie selber nie die Möglichkeit hatten, sei es, daß sie meinen, nur durch frühzeitiges Schulen könne ihr Kind seine Begabung richtig entwickeln. Nun ist es eine Eigenschaft des Menschen, das besonders gern zu tun, was er gut kann. Auch in der Kinderzeit besteht diese Neigung. Durch frühzeitige einseitige Förderung können übrige Fähigkeiten und Möglichkeiten im Kind verkümmern, manchmal betrifft das sogar den Charakter. Oft ist für ein Entwickeln anderer Eigenschaften auch einfach keine Zeit, oder sie wird angesichts der außergewöhnlichen Begabung als unwichtig empfunden. Diese Kinder entwickeln dann eine einseitige Persönlichkeit. Das, was ihrem Wesen fehlt, kann auch in ihrem schöpferischen Wirken zu spüren sein.

Das Kinderparadies solcher begabten Kinder ist verplant, es bleibt keine Zeit mehr für „das träumerische Verweilen im Reich der Phantasie“ (5), für eigenständiges Forschen und Selbstbelehrung, fürs Spielen mit anderen Kindern, fürs Träumen, fürs sich Hineindenken in selbst erfundene Geschichten. Im äußersten Fall hält eine bis ins Kleinste befohlene Tätigkeit die Kinder sogar davon ab, sich in ihre „schirmende Hülle“ zurückzuziehen, die, gebaut aus Aufmerksamkeit und Einbildungskraft, sie beschützen kann. Die Seelen solcher Kinder werden abwehrarm gegen die Umwelt. Das, was gewisse Erzieher als bewußt

schädigende und abhängig machende Dressur anwenden, muten manche Eltern aus falsch verstandener Verpflichtung ihren Kindern gegenüber diesen ebenfalls zu.

Ein Antrieb zu Leistungen, der vielleicht irgendwann einmal sogar vom Kind selbst ausgeht, weil es sich in Ruhm und Anerkennung sonnen möchte, verzerrt die ursprüngliche und natürliche Leistungsfreude zur Eitelkeit. Sie läßt sehr bald eine anfangs reiche Begabung verkümmern. Vorzeitig in die Welt der Erwachsenen gestoßen, frühzeitiges Ausrichten an deren Werten, Vorstellungen und Lebensweisen sowie die Absicht, die hinter dem Wirken zu spüren ist, lassen keine Zeit, eine Begabung auch reifen lassen. Denn jede Begabung braucht eine Entwicklung, braucht seelische Reife, braucht die Losgelöstheit von der Umwelt, um dieses Ausdrucksvermögen, diese Empfänglichkeit und dieses Einfühlungsvermögen für das wiederzugebende oder zu schaffende Werk zu entwickeln, das es von denen der rein technisch Vollkommenen unterscheidet. Gerade Künstler besitzen eine hohe Sensibilität, die durch Ehrgeiz in der Kindheit in ihrer Ursprünglichkeit geschädigt werden kann. Und gerade schaffende Künstler bewahren sich in Ihrer Begeisterungs- und Aufnahmefähigkeit vieles von dem, was an das Wesen unverdorbener Kinder erinnert. Frühzeitig erwachsen gewordenen Kindern ist dies verlorengegangen.

Der Zeichner Hans Günter Strick schrieb in dem Aufsatz über „die Erziehung des begabten Kindes“⁴⁾, daß diese eigentlich sehr einfach sei: man fördere oder unterdrücke die ausgesprochene Begabung nicht, sondern sehe zu, daß das Kind andere lebenswichtige Fächer darüber nicht vernachlässigt. Und an anderer Stelle⁵⁾ führt er aus, daß jeglicher Kunstunterricht lediglich die Aufgabe habe, die bereits vorhandene Begabung auszubilden, d. h. durch ein Lernen der Ausdrucksmöglichkeiten und der Naturgesetze dem Schüler das mühselige Selbsterwerben dieser Fähigkeiten zu erleichtern. Auf keinen Fall dürfe man den Schüler lehren, wie er etwas aufzufassen und wiederzugeben habe. Dies gelte auch für jeden anderen Menschen.

Nun geht es in der musischen Erziehung nicht nur um Wunderkinder, es geht auch um den schlichten Alltag völlig normaler Kinder.

Das oben erwähnte Gemütsleben, eine seelische Bewegtheit, für die Kinder besonders empfänglich sein können, kann z. B. durch ein Volkslied ausgelöst werden. Das wird von Dorothee Kreusch-Jakob folgen-

4) „Am heiligen Quell Deutscher Kraft“

5) „Genialität und Kunstunterricht“

dermaßen beschrieben: „Diese Lieder von der Mühle im Wiesengrund, vom Jäger und den Hasen, von Liebe, Tod und Nachtigall gehen zu Herzen ...“ und weiter: „Heimweh – ein anderes Wort für dieses Gefühl findet sich nicht. Heimweh – vielleicht nach dem, was Menschen gelebt und gefühlt haben, lange bevor das Kind anfang zu leben? Gefühle von Glück und Trauer, Zorn, Übermut, Zärtlichkeit, Verzweiflung, Tod und Liebe ... Uraltes und Noch-nicht-Gelebtes!“

Die Musikpädagogin schildert hier auf ihre Weise das ewig Zeitlose der tief mit der Seele verbundenen Volkslieder. Das sind Lieder, die aufgrund ihrer Melodie und ihrer Sprachgestaltung immer wieder verborgen liegende Schichten im Menschen bewegen, die aber die Eigenart an sich haben, daß sie von den Menschen der Volksgruppe, aus der heraus sie entstanden, besonders tief miterlebt werden können. Kinder sind dafür aufgrund ihrer anderen Seelenstruktur empfänglicher als Erwachsene. So hat die musische „Erziehung“ in Form von Volksliedersingen auf jeden Fall unersetzliche Bedeutung.

Zur musisch gestalteten Lebensweise gehört eigenes Singen und nicht das Abspielen von Kinderliedern mit Hilfe irgendwelcher Medien. „Singen ist eine wunderbare, befreiende, den ganzen Körper fordernde Lebensäußerung. Auch wenn's nicht immer schön klingt – jeder sollte es versuchen“, sagte sogar die Sängerin Brigitte Fassbaender. Dies soll heißen, daß auch Mütter oder Väter, die den Ton nicht halten können oder die gelegentlich auch einen falschen Ton treffen, mit ihren Kindern singen sollten. (4/36) Kinder singen nicht nur anders, sie hören auch das Singen ihrer Eltern mit anderen Ohren.

Auch Frau Kreusch-Jakob wehrt sich zurecht dagegen, die Kinder schon so früh in musikalisch begabte und musikalisch unbegabte einzuteilen, nur weil sie falsch singen. Denn sie müßten erst lernen, das, was sie hören, auch mit der Stimme wiederzugeben (4/30). Dies sei ein komplizierter Vorgang. Verfrühtes Aufmerksammachen oder Kritik störten, entmutigten oder sie gewöhnten das Ohr an eine Orientierung von außen, was ebenfalls zu Verunsicherungen führt.

Früher gehörte das Singen zum Alltag. Es war eine Selbstverständlichkeit, verschiedene Stimmungen in dazu passenden Liedern mitzuschwingen zu lassen. Jede Volksgruppe konnte das auf ihre eigene unverwechselbare Art. Es soll nie eine Kultur ohne Musik gegeben haben, wobei hier das eigene Musizieren gemeint ist, das das Singen einschließt.

Heute ist dieses aktive Tun vielfach einem passiven Genießen oder aber auch einer Gewohnheit gewichen, ausgelöst durch die Allgegenwärtigkeit der Medien. Sehr viele Kinder besitzen schon in frühester Jugend ein Radio, einen Kassettenrekorder oder Walkman und hören ununterbrochen Musik oder musikalisch untermalte Geschichten. Das Singen eigener gemühtiefer Lieder, ja manchmal schon das Singen einfacher Kinderlieder unterbleibt. Sie geraten in Vergessenheit. Stattdessen werden Kinder an eine pausenlose Berieselung und an eine Lärmkulisse gewöhnt. Musik wird zur Ware herabgestuft, die ohne Anstrengung immer verfügbar ist, der man aber nicht mehr richtig zuhört, und wofür den Kindern auch durch die oft sehr hohe Lautstärke jede Feinfühligkeit abhanden kommt. „Das Ohr“, so schreibt die Musikpädagogin Kreusch-Jakob, „schützt sich (4/147), indem es vieles Gehörte wegsteckt bzw. sich an den akustischen Dauerstreß gewöhnt. Es stumpft ab. Aufmerksamkeit und Achtsamkeit werden eingeschränkt angesichts der Unmöglichkeit, die Vielfalt an Geräuschen, Melodien und Rhythmen noch wahrzunehmen!“

Sie bezeichnet außerdem (4/136) Kassetten als „musikalische Dauerschlüssler“, die die Rolle heimlicher Musikerzieher übernehmen und Musikgeschmack ebenso wie Hörgewohnheiten prägen. Die Eltern wirkten hierbei oft als Vorbild. Auch Hermann Rauhe (3/28) sieht die große Gefahr, daß Musik im Fernsehen die gesamte musikalische Wahrnehmung insofern prägt, als häufig verwendete Musikstrukturen mit bestimmten Gefühlsinhalten verknüpft werden. Dadurch könne die eigene Musikempfänglichkeit eingeengt bzw. festgelegt und so der Zugang zur Musik überhaupt erschwert werden.

Und weiter beobachtete Frau Kreusch-Jakob, daß sich die Kinder durch das Überangebot an Reizen immer schwerer konzentrieren können, nervös, unruhig oder aggressiv werden. Diese Beobachtung kann heute jeder Lehrer bestätigen, und auch Ärzte wissen, daß die Reizüberflutung inzwischen zu einem medizinischen Problem geworden ist. Deshalb gehört der verantwortungsvolle Umgang mit den Medien zu einer der großen kulturellen Aufgaben der Eltern.

Mathilde Ludendorff schrieb 1935 (6/264) über die beiden Erkenntnisweisen des Bewußtseins: die Wahrnehmung und die Vernunft. Dabei schilderte sie, wie sehr Gewöhnung und Aufmerksamkeit, je nachdem, von welchen Kräften sie geleitet werden, auf die Wahrnehmung wirken. Werden sie vom gottwachen Ich gelenkt, schafft sich die Seele durch Ausblenden des Häßlichen eine verklärte Welt. Sie nimmt es einfach nicht wahr. Sie trifft eine Auswahl und nimmt nur noch das auf, was

ihren Willen zur Schönheit erfüllt. Werden Gewöhnung und Aufmerksamkeit vom unvollkommenen Selbsterhaltungswillen gelenkt, „verschließt Gewöhnung vor allem das Auge für die vollkommene Schöpfung“, ... „die Aufmerksamkeit indessen Augen und Ohren für Worte, Taten und Werke der Kultur“.

Da auch der normale Alltag nicht gerade leiser geworden ist, bestimmt immer häufiger Lärm das Leben. Menschen, vor allem Kinder, brauchen die Stille, um Feinfühligkeit für Geräusche zunächst in der Natur zu entwickeln, wie für das Summen der Bienen, das Tropfen des Regens, das Rauschen des Windes in den Bäumen und das Plätschern der Wellen.

Dieses Hören-können feinerer Töne läßt Kinder dann auch einen ganz anderen Sinn für Melodien entwickeln als dies bei einer pausenlose Musikbeschallung geschehen würde.

Mathilde Ludendorff schreibt in ihrem Werk über die Kultur (6/249ff), daß Auge und Ohr darüber entscheiden, ob das Gute, Wahre und Schöne zum gottwachen Ich dringen können. Damit auf den Menschen nicht eine Flut verwirrender Eindrücke einströmt, damit der Blick für das harmonische Ganze nicht verloren geht, wird von vorne herein eine gewisse Auswahl getroffen. Denn das für den Daseinskampf Unwichtige und das für die Erfüllung unseres Lebenssinnes Bedeutungslose wird nicht wahrgenommen. So heißt es bei ihr: „Das Auge verweigert unserer Seele das Kleinste und Fernste des Weltalls. Vernunft nur ersann sich die Mittel, sich diese verborgene Welt durch Vergrößerung noch zum Teil erreichbar zu machen, und sie erkannte im Forschen, daß sie selbst dann noch das Kleinste und Fernste nicht sieht“.

So täuscht die Natur dem Auge statt Unruhe und Zerrissenheit Einheitlichkeit und Ruhe vor. So läßt sie das Auge nur die Wellenlängen des Lichtes als Farbe wahrnehmen, die von einem Gegenstand zurückgeworfen werden. An sich ist alle Erscheinung farblos. Auch die Fähigkeit des Auges, Tiefe wahrzunehmen, ist nicht nur für den Daseinskampf notwendig, sondern bereichert auch sein Schönheitsempfinden in Natur und Kultur.

Ähnliches geschieht mit dem Ohr. Um einen Gesamteindruck von Schönem zu erhalten, kann es nur eine beschränkte Zahl von Schallwellen aufnehmen. Vieles ist für uns gar nicht hörbar.

Es kommt hier noch eine besondere Fähigkeit hinzu, die die Philosophin so beschreibt: „Die Art der zeitlichen Folge der Töne: die Rhythmen, die Klangfarben und die Zusammenklänge unterschiedlicher Töne vermittelt das Ohr in ausschließlichem Dienst des göttlichen Sinns un-

seres Seins. Musik nennt der Mensch sein eigenes Werk, das er solchen Gesetzen sinnvoll angeschmiegt hat. Sein bewußtes Erleben des Göttlichen klingt in seiner Seele im Gleichnis dieser Musik, und wenn er sie anderen Seelen dann übermittelt, so wird ihnen nicht nur der Wille zum Schönen köstlich erfüllt, nein, sie deuten sich dieses Gleichnis, sie erkennen seinen Gehalt und – erleben ihn mit“. Und somit beweise gerade das Gehör, daß es durch diese Fähigkeit noch andere Aufgaben hat, als nur dem Daseinskampf zu dienen.

Hierbei stellt die Philosophin auch fest, daß die Natur den Menschen über das Gehör nicht die gleiche tiefe Erlebnisweise ermöglicht wie über das Auge, denn die Natur bringt kaum Töne hervor, die den Menschen so tief bewegen wie die Kultur (Daran annähernd höchstens Vogelgezwitscher). Eher könne das die Stille, die ebenfalls durch die beschriebene weise Wahlkraft dem Menschen wahrnehmbar würde. Gäbe es überhaupt keine Kultur, könne immerhin noch die Natur mit Hilfe des Auges das Schönheitsbedürfnis des Menschen erfüllen.

(wird fortgesetzt)